Erscheint alle 14 Tage

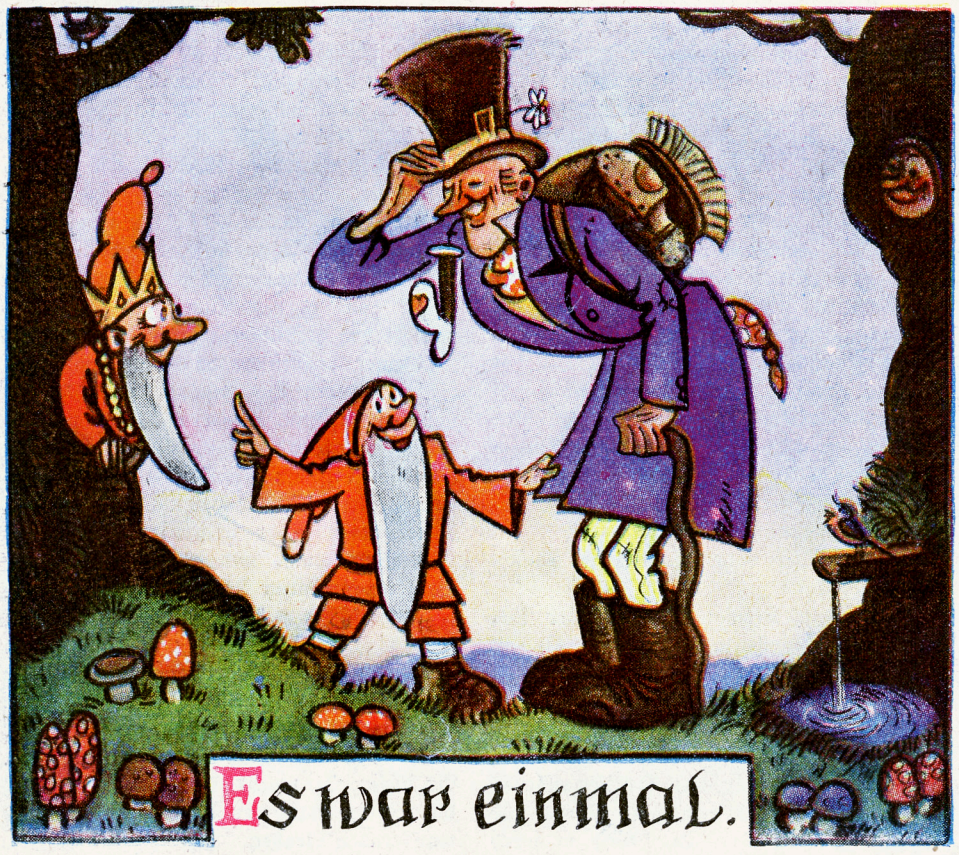
Erscheint alle 14 Tage

Die Rama-Post

vom kleinen Coco

Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend

11. Jahrgang | Verlag: Die Rama-Post vom kleinen Coco, Goch (Rhld.) | Nummer 4



Es war einmal.

Es war einmal.

(Zum Titelbild.)

Es war einmal . . . du liebe Zeit,
Bist du erst neun, zehn Jährchen,
Dann dünkst du dich schon zu gescheit
Für Kleine-Kinder-Märchen.

Doch hat ein Märchen, wunderhold,
Schon mancher Mann gelesen —
Er fand die Welt voll Sonnengold,
Ist reich belohnt gewesen . . .

Und geht nun doch mit viel Verstand
Und Klugheit durch die Stunden . . .
Und hat noch stets das Märchenland
Durch Märchensinn gefunden.

Otto Heinz Palm.

Das arabische Feldherrnzelt.

Von Dorothea G. Schumacher.

Einem Sturme gleich brachen eines Tages die starken Araber, in riesigen Armeen von Osten kommend, in das schwachgewordene Aegypterland. Alsbald standen ihre dunklen Haarzelte auf den verlassenen Stätten, an denen vordem Stier, Katze und Ibisse von den Aegyptern heilig gehalten worden waren. Amru aber, der oberste Feldherr der Araber, stellte sein Zelt weiter abseits auf. Voll Freude blickte der Starke auf das Spiel der Tauben auf seinem Zeltdach. Die Tierchen flogen ab und zu und waren ohne Scheu vor dem guten Herrn, der noch nie ein schwaches Wesen, sei es Mensch oder Tier, verletzt hatte. Als er am nächsten Morgen aus seinem Zelte trat, hatten die Tiere auch bereits ihr Nest hergerichtet, da, wo die das Zelt stützenden Lanzen sich kreuzten.

Da trat der rings gefürchtete Chalife Omar herzu:

„Dein Zelt, Heerführer, wird hier fort müssen! Wir wollen weiter nilabwärts zelten, da, wo die vielen Dattelpalmen stehen! Dort wollen wir auch gleich Lehmhäuser bauen für die braven Frauen unserer Krieger, damit sie ihrer Kinder besser warten können."

Amru blickte den strengen Chalifen ruhevoll an: „Hoher Herr, lasse doch die Frauen und Kinder hier bleiben! Der Weg in jenes Gebiet ist weit länger als es dir in dieser klaren Luft erscheint." Dann berührte er des Chalifen Arm und zeigte ihm das Taubennest auf der Spitze des Zeltes: „Auch wenn ich wollte, hoher Herr — aber das Zelt darf ich hier nicht mehr abbrechen — du siehst wohl die nistenden Tauben — sie legen ihre Eier in dies Nest! Bitte, lasse unsere Leute hier herum ihre Hütten errichten!"

Die Güte in den Augen des Feldherrn besiegte den gefürchteten Chalifen Omar.

„Deiner Tauben wegen — gut denn!"

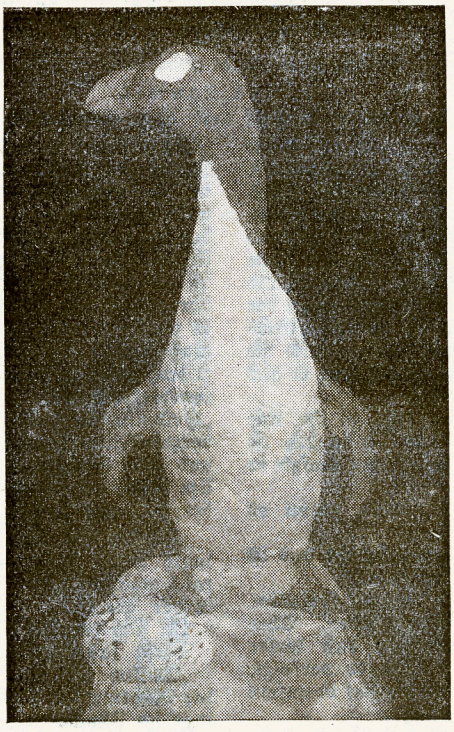
Am anderen Tag begann ein friedliches Schaffen ringsum. Krieger und Führer hatten ihre Eisenhauben und Kettenhemden abgelegt und bauten Lehmhäuser für ihre Frauen und ihre Kleinen. Später war nun erst recht kein Fortkommen mehr von der Stätte. Die Ansiedlung wuchs und aus Hütten wurden Häuser mit runden Türbogen, bunten Malereien und schönen Matten im Hof.

Das alte Taubenpaar und die Jungen zumal flogen freilich in alle Winde. Amru verpackte sein wertvolles Zelt und gab den Platz, wo es gestanden hatte, zum Bau einer Moschee — der ersten Moschee in Aegypten. An diesem Ort wuchs die Stadt Kairo heran, die Lieblingsstadt der Taubenvögel und der wandernden Araber.

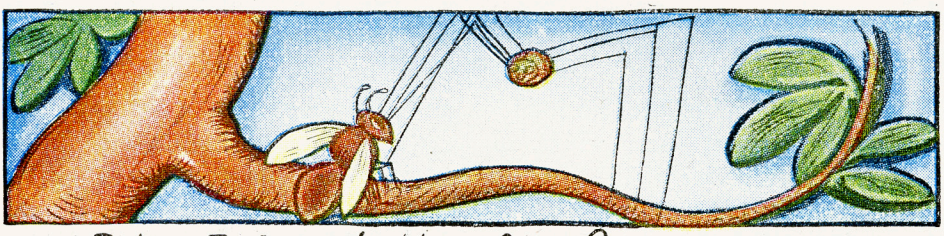
Ein teures Ei.

Von Dr. Bergner.

Das Ei des Riesenalken, der freilich nur die Größe einer Gans besitzt, ist nicht allein das größte gefleckte Ei von allen europäischen Vögeln, sondern auch eine Kostbarkeit allerersten Ranges. Einst aber wurden ganze Bootsladungen seiner grünlichen, braunfleckigen Eier verfrachtet, obwohl sich nur je eins in seinem unscheinbaren Neste fand. In unermeßlichen Scharen bevölkerte ja dieser einzige flugunfähige Vogel unserer heimischen Tierwelt, dessen verkümmerte Flügel sich dem Wasserleben derart angepaßt, daß sie zu muskelstarken Rudern wurden, die nordischen Vogelberge, die Inseln und Küsten des Atlantischen Ozeans. Drei Jahrhunderte lang verproviantierten sich denn auch die Schiffsbesatzungen mit dem unbeholfenen leicht zu erlegenden Watschelvogel, ja, sie erschlugen ihn zu Tausenden nur seiner Federn wegen. So wurde er denn schließlich ausgerottet und die beiden letzten endeten im Jahre 1844 auf der kleinen Insel Eldey bei Island. Heute aber besitzen nur wenige Museen noch, so das in Stuttgart, ein ausgestopftes Exemplar als seltenes Prunkstück, denn wohl kein anderer Vogel hat nach seinem Aussterben solches Interesse mehr gefunden, wie gerade dieser Riesenalk. Der letzte Balg, der überhaupt noch in den Handel kam, erzielte einen Preis von 10000 Goldmark und eines seiner Eier wurde im Jahre 1897 um 5700 Mark versteigert. Ja wahrhaft fabelhafte Summen wurden später noch geboten, so daß man buchstäblich den einst so häufigen und gering geschätzten Vogel mit Gold aufwiegt und ein Vermögen für sein Ei aufwendet!



Für eure liebe Mutter
bringt Nr. 5 seine
Weihnachts-Rezepte



Die Abenteuer des kleinen Maja.

von Waldemar Bonsels

(Für die „Rama-Post vom kleinen Coco" besonders bearbeitet vom Verfasser.)

Fünftes Kapitel.

Hannibals Kampf mit dem Menschen.

In der Nähe der Baumhöhle, in der die kleine Maja ihre Sommerwohnung aufgeschlagen, hatte sich in der Rinde der Kiefer der Borkkäfer Fridolin mit seiner Familie angesiedelt.

Maja kannte Fridolin schon lange, sie fand sein Wesen und seine Gesinnungsart sehr liebenswürdig und hatte bisher nicht Grund gehabt, ihn zu meiden. Morgens, wenn der Wald noch schlief, hörte sie oft sein feines Pochen und Bohren, und später fand sie dann den dünnen braunen Staub, den er aus seinem Gang geschafft hatte.

Eines Morgens kam er früh zu ihr, wie er es oft tat, und erkundigte sich danach, ob Maja gut geschlafen hatte. Dann seufzte er und sagte bekümmert:

„Ach, das Leben wäre schön, wenn es keine Spechte gäbe."

„Ja, ja," nickte Maja, „der Specht, das ist wahr, er frißt auf, was er findet."

„Wenn es nur das wäre," meinte Fridolin, „schließlich will auch ein Specht leben. Aber ich finde es unverantwortlich, daß dieser Vogel einen bis unter die Rinde verfolgt, bis in die Schlupfwinkel und bis tief in unsere Gänge hinein."

„Nein," sagte Maja, „das kann er nicht. Dazu ist er zu groß, soviel ich weiß."

Fridolin sah Maja mit hochgezogenen Brauen an und nickte ein paarmal gewichtig mit dem Kopf. Es machte ihm offenbar Spaß, daß er etwas besser wußte.

„Zu groß?" fragte er, „wer spricht von seiner Größe? Nein, meine Liebe, seine Größe ist es nicht, die uns besorgt macht, sondern seine Zunge."

Maja machte große Augen, und nun erfuhr sie von Fridolin, daß der Specht eine lange dünne Zunge hat, rund wie ein Wurm, und spitz und klebrig. „Zehnmal so lang wie ich es bin, kann er sie mindestens herausstrecken", rief der Borkkäfer und schwenkte den Arm. Er schiebt sie in alle Spalten und Risse der Rinde, sogar in unsere Kanäle dringt diese Zunge ein, Gott weiß es, und was mit ihr in Berührung kommt, klebt daran fest und wird herausgezogen. Meine Cousine hat es durchgemacht. Wir hatten vorher einen kleinen Streit wegen meiner Frau gehabt, ich weiß noch alles genau. Mit einmal hören wir den Specht scharren und klopfen, es war einer von den kleineren Sorten. Er muß gerade bei unserem Bau angefangen haben, denn plötzlich höre ich meine bedauernswerte Cousine aus dem Dunkel schreien: „Fridolin, ich klebe!" Ich vernahm noch ein verzweifeltes Zappeln, dann wurde es still, und der Specht hämmerte schon nebenan. Um meine Cousine war es geschehen, sie war bereits verschlungen. Sie hieß Agathe."

„Fühlen Sie mal, wie mein Herz klopft," sagte Maja leise, „Sie hätten es nicht so rasch erzählen sollen. Was doch alles passiert in der Welt!"

Da fing plötzlich Fridolin an zu lachen.

Maja sah sich überrascht nach ihm um.

„Passen Sie auf," rief er, „jetzt kommt der Richtige den Baum herauf, das ist einer, sage ich Ihnen."

Maja folgt seinen Blicken und sah ein merkwürdiges Tier langsam den Baum emporklimmen. Sie fragte Fridolin hastig, ob man sich verbergen müßte.

„Kein Gedanke," sagte der Borkkäfer, „bleiben Sie getrost sitzen und begrüßen Sie den Herrn höflich. Schauen Sie, was er tut!"

„Sind diese langen Fäden seine Beine?" fragte Maja mit großen Augen. „So was hab' ich nie gesehn."

Eigentlich sah es aus, als käme der Fremde durch die Luft, so hoch hing sein kleiner, rundlicher Körper in den ungeheuer langen Beinen, die wie ein fadendünnes, bewegliches Gestell, weit von ihm ab, nach allen Seiten hin Halt suchten.

Maja schlug die Hände zusammen. „Nein sowas!“ rief sie. „Aber hätten Sie für möglich gehalten, daß man so zarte Beine wirklich gebrauchen kann? Ich finde, das ist ein Wunder, Fridolin.“

„Ach was,“ sagte der Borkkäfer, „wenn etwas komisch ist, so lacht man, damit basta.“

„Ich habe nicht recht Lust dazu,“ antwortete Maja, „oft lacht man über etwas, und später stellt sich heraus, daß man es nur nicht verstanden hat.“

Da war der Fremde herangekommen, aus all den spitzen Dreiecken seiner Beine heraus schaute er auf Maja nieder und sagte: „Guten Morgen!“ Dabei hielt er sich fest so gut er konnte.

Fridolin verbarg sein Lachen, aber Maja antwortete höflich und stellte sich vor.

„Maja, vom Volk der Bienen,“ wiederholte der Fremde, „das freut mich aufrichtig, ich habe viel von den Bienen gehört. Ich selbst gehöre zur Gattung der Spinnen, und mein Rufname ist Hannibal.“

Maja konnte ihren Schreck nicht ganz verbergen, da sie sich ihrer Gefangenschaft bei der Spinne Thekla erinnerte. Aber dann dachte sie: wenn es sein muß, flieg' ich, Flügel hat er nicht und sein Netz ist anderswo.

„Wenn Sie erlauben“, sagte Hannibal, „trete ich etwas näher.“

„Bitte schön,“ sagte Maja und machte Platz. Fridolin verabschiedete sich, aber die kleine Biene wollte nun gerne wissen, was es mit Hannibal für eine Bewandtnis hätte.

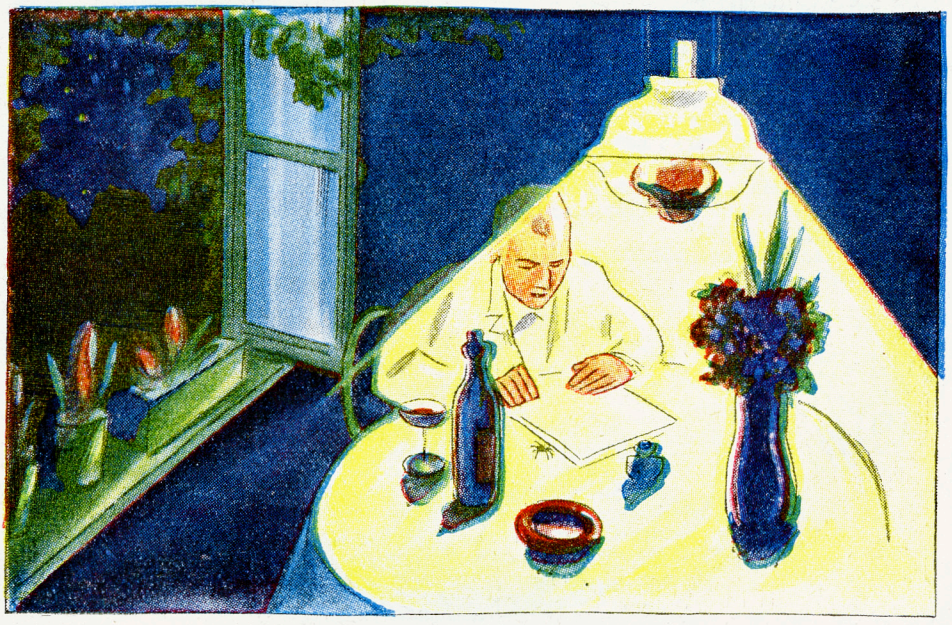
„Was ist denn das?“ rief sie plötzlich in großer Verwunderung. „Herr, Sie haben ja ein Bein zuviel. Sie haben sieben Beine.“

Hannibal runzelte die Stirn.

„Jetzt haben Sie es also glücklich doch gemerkt“, sagte er verstimmt. „Allerdings habe ich kein Bein zuviel, sondern eins zu wenig. Wenn Sie erlauben, wir Spinnen haben acht Beine. Mir ist eins abhanden gekommen, schade um das Bein.“

„Es muß sehr unangenehm sein, ein Bein zu verlieren“, sagte Maja teilnehmend.

Hannibal stützte das Kinn in die Hand und stellte seine Beine so, daß es schwer war, sie zu überzählen. „Ich werde Ihnen mitteilen“, sagte er, „wie es gekommen ist. Natürlich ist der Mensch dabei im Spiel. Passen Sie auf. Ich lebte damals in einem grünen Gartenhaus, das außen mit Efeu bewachsen war. Wenn es dunkel wurde, kam der Mensch durch den Garten, trug seine künstliche Sonne, die er Lampe nennt, in der einen Hand, in der anderen eine Flasche und unter dem Arm Papier, außerdem hatte er noch eine kleine Flasche in der Tasche. Er stellte alles auf den Tisch und fing an nachzudenken, weil er seine Ansichten auf das Papier schreiben wollte. Zu diesem Zweck braucht der Mensch seine beiden Flaschen. In die kleine steckt er einen Holzstab, aus der großen trinkt er. Je mehr er trinkt, umso besser geht es voran. Er schreibt natürlich über uns, alles, was er weiß, und ist sehr eifrig.



Eines Abends war ich wie gewöhnlich in den Fensternischen auf der Jagd, und der Mensch saß vor seinen beiden Flaschen und versuchte, etwas zustande zu bringen. Nun sah ich vom Fensterwinkel aus vereinzelte Mücken neben der Lampe in den letzten Zügen liegen, und beschloß, sie mir zu holen, doch es wurde mein Unglück. Leise und vorsichtig kroch ich am Tischbein empor, setzte langsam ein Bein vor das andere und näherte mich der Lampe. Solange ich Deckung hinter der Flasche hatte, ging alles gut, aber kaum trat ich hinter dem Glas hervor, als der Mensch auch schon nach mir griff. Er nahm eins meiner Beine zwischen seine Finger, hob mich daran empor bis dicht vor seine großen Augen und sagte: „Ei, sieh da!“ Und dabei grinste dieser Grobian über das ganze Gesicht, als ob es sich um ein Vergnügen handelte.“

Die kleine Maja war ganz still, dann fragte sie mit heißem Kopf: „Hat der Mensch so große Augen?“

„Denken Sie jetzt gefälligst an mich und meine Lage“, rief Hannibal erregt. „Wer hängt gerne an einem Bein vor Augen, die etwa zwanzigmal so groß sind, wie sein eigener Körper? Jeder der Zähne, welcher aus dem Munde des Menschen weiß hervorblitzte, war doppelt so groß wie ich. Nun was denken Sie?“

„Schrecklich,“ sagte Maja, „also entsetzlich!“

„Da riß gottlob mein Bein. Ich fiel und lief, so rasch mich meine übrigen Beine trugen, und versteckte mich hinter der Flasche. Von dort aus sah ich, wie der Mensch mein Bein auf das weiße Papier legte, wo es planlos auf demselben Fleck herumzappelte.“

„Das ist unmöglich,“ sagte die kleine Biene, „ein abbes Bein kann nicht krabbeln.“

„Was ist ein abbes Bein?“ fragte Hannibal. „Ihre Ausdrücke aus der Kinderstube gewöhnen Sie sich im großen Leben und vor gebildeten Leuten besser ab. Man sagt ein ausgerissenes Bein. Jedenfalls ist es wahr, daß unsere Beine noch lange zappeln, nachdem sie ausgerissen sind.“

„Nein,“ sagte Maja, „das glaub' ich nicht ohne Beweis.“

„Meinen Sie, ich risse mir Ihretwegen ein Bein aus?“ fragte Hannibal böse. „So etwas hat mir noch niemand zugemutet, hören Sie.“

Maja wurde ganz befangen, sie begriff nicht, weshalb der Weberknecht so verdrießlich wurde, und wo ihre Schuld lag. Sie sah bekümmert auf die große Spinne mit ihren langen Beinen und ihrem grämlichen Gesichtsausdruck.

„Eigentlich sollte man den Versuch machen, Sie zu fressen“, sagte da plötzlich der Weberknecht, der offenbar die Gutmütigkeit Majas für Schwäche gehalten hatte. Aber da geschah es der kleinen Biene ganz seltsam, ihre Trauer war plötzlich verflogen, und ein ruhiger Mut stieg in ihrem Herzen empor. Sie richtete sich ein wenig auf, und während sie ihr hohes, helles Summen ausstieß, sagte sie mit glänzenden Augen und hob ihre schönen durchsichtigen Flügel ein wenig:

„Ich bin eine Biene, mein Herr.“

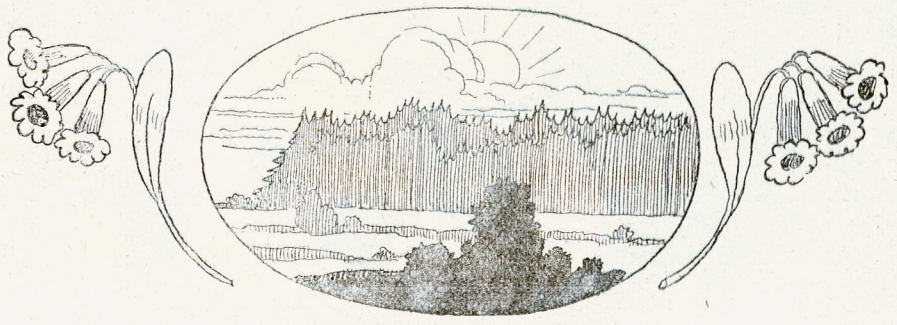
„Pardon,“ sagte Hannibal, drehte sich ohne Gruß um und lief den Stamm so rasch hinunter, wie man nur irgend mit sieben Beinen laufen kann. Unten begann er laut zu schelten.

„Sie haben einen schlechten Charakter,“ rief er aufgeregt, „Sie gehen mit Ihrem Stachel gegen Leute vor, die durch harte Schicksalsschläge daran behindert sind, sich in gewohnter Weise von der Stelle zu bewegen. Aber ihre Stunde wird schlagen, und Sie werden alles bereuen.“

Er verschwand unter den Huflattichblättern am Boden. Die kleine Biene hatte nicht mehr alles verstanden, ihr war wohl zumut, zumal der Tag schön zu werden versprach. Heiß und unwiderstehlich überfiel sie die Sehnsucht nach dem satten Schattengrund der Waldwiesen und nach den besonnten Hängen jenseits des großen Sees, nach der geheimnisvollen Nacht des Tannenwaldes, aus dem es kühl und traurig wehte. Sie wußte, in seiner finsteren Stille, die die Sonne in ein rötliches Schlummerlicht verwandelte, lag das Heimatland der Märchen.

Da flog sie schon durch die Luft. O, du lieber Gott, dachte sie, wie herrlich ist es, zu leben.

(Fortsetzung folgt.)

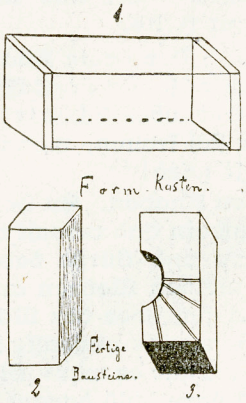


Mein lieber Steinbaukasten.

Von W. Greiser.

Das ist immer eine besondere Freude, wenn wir mit Selbstgeschaffenem spielen können, und so stellen wir uns heute einen Steinbaukasten her!

Dazu bedienen wir uns zunächst unserer Laubsägekunst und fertigen uns einen „Formkasten" an, wie ihn unsere Zeichnung zeigt. Am besten wird er im Ausmaße von 2 : 6 Zentimetern willkommen sein. Er besteht aus gerade gesägten Brettchen von Laubsägeholz, die untereinander vernagelt werden, sodaß unser Formkästchen entsteht. Dann fertigen wir uns noch ein Putzbrettchen an, wie es der Maurer hat, wenn er den Mörtel der Wände glättet, und schon kann es an die Kunst des Ziegelstreichens und an die Herstellung der Bausteine gehen.



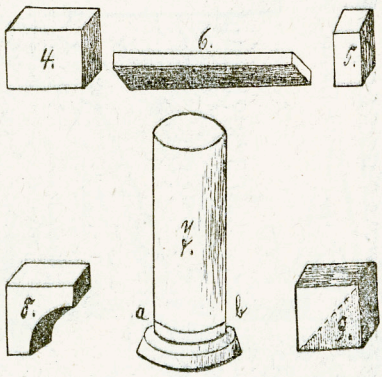
Dazu kaufen wir sehr feinen Gips und rühren ihn am besten mit pulverisiertem Sande so ein, daß er eine dicke Masse bildet. Dann fetten wir unser Formkästchen ein einziges Mal von innen mit Olivenöl ein und haben selbstredend dafür gesorgt, daß auch das Putzbrettchen zuvor mit Schmirgelpapier geglättet wurde.

Nun füllen wir den Formkasten mit der Gipsmasse aus und streichen sie mit dem Putzbrett fest ein und so glatt, daß der Sandgips wie eine Spiegelfläche glänzt. Dann lassen wir die Masse in der Form nur wenige Minuten stehen, wonach wir sie durch Schütteln und Klopfen auf eine reine Unterlage fallen und darauf trocknen lassen. Das Trocknen darf aber nicht an der Sonne geschehen oder am warmen Ofen, sondern nur in erwärmter Stubenluft. Zugleich hat man Stearin von Kerzen schmelzen lassen und tränkt die Steine, die nun etwa die Form haben wie unsere Figur 2 sie erkennen läßt, mit flüssigem Stearin. Das Tränken geschieht durch Aufgießen und muß recht gründlich erfolgen. Dadurch werden die Ziegel vor dem gänzlichen Trocknen derart geschmeidig, daß man sie sehr leicht mit einem feinen **Drahte**, den man in die Laubsäge spannt, in beliebige Stücke zerschneiden kann.

Erfolgt dieses Zerschneiden der Blöcke wie 2 in der Längsrichtung, so gibt das „Ziegel", wie Nummer 6. Teilt man sie halb, so gibt es Würfel (4), vierteilt man sie, so erhält man Achtel (5) oder man teilt den Würfel 4 durch einen Querschnitt wie in 9 in zwei dreikantige Ziegel und erhält so mancherlei Formen zu Bau und Spiel.

Die Säule 7 ist eine feine Garnspule, deren Enden abgesägt werden und die danach mit der Gipsmasse leicht überzogen werden kann. Die Voll- und Halbtorbögen 3 und 8 sind auch im Formkasten entstanden. Um die Rundung zu gewinnen, hat man in den Formkasten vor der Füllung eine zersägte halbe Garnrolle quer eingezwengt und darüber die Masse „gestrichen". Die Rundung geschieht dann durch die Rolle. Das angedeutete Muster auf 3 ist eingedrückt. Ein paar Rillen mit einer Stricknadel haben dazu verholfen.

Alles in allem macht die Herstellung dieses selbstzufertigenden Baukastens allgemein viel Freude und Vergnügen, und will man die Ziegel gar bunt färben, nun so ist auch das bald getan. Man gießt in die zu rührende



Masse genügend rote oder blaue Tinte ein und hat dann neben den weißen Ziegeln rote und blaue und baut darauf zu, daß es eine Freude ist, die man selbst beim Bauen empfinden kann oder gern mit den Geschwistern teilt, denen man solch einen Baukasten hergestellt und geschenkt hat.

DER KLEINE MOHR

Ein Mann saß auf dem Sklavenmarkte einen äthiopischen Knaben, welcher — wie alle Äthiopier — eine schwarze Haut hatte.

Der Mann jedoch dachte: „Der arme Knabe! Er wurde sein ganzes Leben so vernachlässigt, daß er vor Schmutz über und über schwarz geworden ist! Wie wird er sich freuen, wenn er einmal gründlich gereinigt wird!“

Voll Mitleid kaufte er den Knaben. Zu Hause angelangt, richtete er eiligst ein Bad zurecht und fing nun an, ihn mit Seife und Bürste derart zu bearbeiten, daß dem kleinen Mohren angst und bange wurde. Soviel sich aber der Mann plagte, seine Bemühungen waren umsonst, der Mohrenknabe blieb schwarz, wie er war! Blieb schwarz, wie er war, und starb bald darauf an einer Erkältung — denn er hatte während der langen Reinigung zu stark gefroren.

Es ist eine alte Geschichte —
Unwissenheit richtet Schaden an!

Bild von Professor H. Steckmann.

Die Nebelfrau

Richard Boozmann

Wenn im Wald das Dämmergrau
Morgens angebrochen,
Fängt die alte Nebelfrau
Emsig an zu kochen.

Ach, was da im Kessel braut!
Frosch und Salamander,
Wolfsmilch, Schierling, Nesselkraut
Kocht sie durcheinander.

Rauch und Qualm steigt himmelan,
Fällt als Regen nieder.
Und die Menschen jammern dann:
„Ach, nun herbstets wieder."

Schöner Sommer, du entfloßt,
Sonne, du scheinst blasser!
Kühl wirds, und als schlechter Trost
Rieselt Regenwasser.

Hört die Alte nicht bald auf
Mit dem Nebelkochen,
Ach, dann regnets seinen Lauf
Volle sieben Wochen!

Liebe gute Nebelfrau,
Schließ die Regentonne,
Mach den Himmel wieder blau,
Schick uns goldne Sonne!

Sagt es euren lieben Eltern und Geschwistern, daß

dieses schöne Jugendbuch

einen reichen Inhalt an Text- und Bildmaterial hat. Neben vielen spannenden Erzählungen, Geschichten, Gedichten usw. findet ihr darin interessante Aufsätze aus den verschiedensten Gebieten der Belehrung und Unterhaltung, ferner Bastel- und Handarbeiten für Knaben und Mädchen, sowie allerlei Wissenswertes für Vater und Mutter. Außerdem enthält der Kalender ein großes

Märchen-Preisausschreiben.

Dieses Jugendbuch zu besitzen, muß euer aller Herzenswunsch sein und gewiß seid ihr für eine solche Geschenkgabe dankbar.

Der Kalender kostet bei post- und verpackungsfreier Zusendung nur

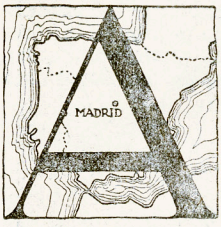
50 Pfennig.

Bestellungen unter gleichzeitiger Einsendung des Betrages durch Zahlkarte sind zu richten an den

Verlag „Rama-Post", Goch (Rhld.)

Konto-Nr. 98416, Postscheckamt Köln.

Reiseskizze von Wilhelm Pülz



Als rühre man mit einem Wunderstab leise an ein waldbrunnentiefes geheimnisvolles Wasser, so steigen unseren Sinnen zauberhafte Bilder auf, wenn der Name „Madrid“ in das Blickfeld unserer Gedanken tritt. Bilder von ginsterüberblühten Weinschenken, marmornen Kirchen, die lichtselig bis in die Wolken zu wachsen scheinen, hellen Straßen, in die die Sonne Säulen aus Glanz gestellt hat vor den überwältigenden Hintergrund kahler wildzerklüfteter Bergzüge.

Das erste Bild, das wir von Madrid bekamen, war, als wir von einem der erschreckend unfruchtbaren Bergrücken über mannshohe Ginsterbüsche hinweg in das wellige Tal des Manzanares hinabschauten. Da lag sie vor uns, die Hauptstadt Spaniens — groß, breit lichtumflutet. Die Häuser streben auf mit graugelben Wänden und die Fenster stehen darin wie starre Eulenaugen. Mit flachen Dächern, auf denen Gärten angelegt sind und mit himmelan ragenden Kirchenkuppeln keimt dieses sinnverwirrende Riesenhäusermeer empor aus einem Walde roter Edelkastanien und blühender Orangen- und Zitronenbäume. Auf allen umgebenden Bergrücken ist eine große Dürre, keinen Wald gibt es dort, keine Wiese, nur Disteln, harte Gräser und kümmerliche Büsche auf baumlosen Steppen. Diese Halbmillionenstadt am Manzanares aber mit ihrem strengen Festlandsklima, das auf glutheiße Sommer Winter von unerhörter Rauheit folgen läßt, ist eine stille Klause inmitten unfruchtbarer Umgebung, ist eine blühende Oase in unermeßlicher Wüste.

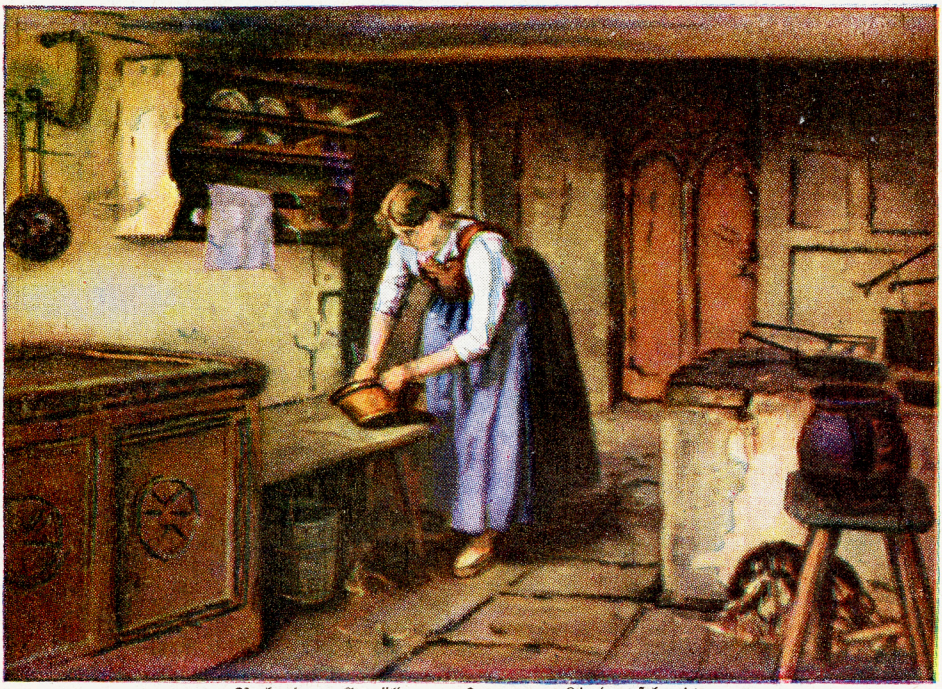
Um die Mittagsstunde ist fast alles Leben auf den Straßen erstorben. Die Arbeit ruht um diese Zeit. Jedermann hat den kühlen Schatten der rückwärtigen Gemächer aufgesucht, der niederen dämmerumsponnenen Stuben, in denen sich so ruhsam hinter geschlossenen Fensterläden träumen läßt. Wir schreiten durch schmale krumme winkelige Gassen und erschauern vor einer tausend Jahre zurückliegenden Kultur, die eine gar beredte Sprache mit uns spricht. Die gelben Häuser, die sich so müde in die Gasse hereinlegen, glänzen schier weiß in der flimmernden Hitze. Selten einmal steht eine Georgine oder Nelke auf der Brüstung der kleinen schmiedeeisernen Balkone und Glasveranden, die an keinem Hause fehlen. Der Gluthauch der Junisonne nimmt allen Blumen das Leben, da können sie nur gedeihen in der Schattenstille der Höfe oder in der warmen Schummerung der Kastaniengärten.

Wenn der böse Alpdruck der glutenden Mittagshitze vorüber ist und die Schatten der Orangenbäume länger werden, dann beginnt auf allen Straßen der Stadt ein gar geschäftiges Leben und Treiben. Die Fenster tun sich auf, die Balkone bevölkern sich — der Hammerschlag der Arbeit setzt ein. Und nun streifen auch die durch die Gassen, die kein Haus und keine Wohnung haben und unter Torbögen, in Häuserecken oder

Kirchenwinkeln die Nächte verbringen. Straßenfänger steigen treppauf, treppab und kreischen in dämmerigen Höfen eine verquälte Melodie zu den Klängen der Guitarre, die in diesem Lande recht eigentlich zu Hause ist, halbzerlumpte Weiber bieten Früchte feil, Billetteure rufen Lose aus und auf allen Freitreppen und Kirchenplätzen wird erregt um die Glücksnummern der nächsten Tombola gestritten. Währenddessen kommt Wein auf den Tisch in der Osteria, Wein, blauschwarz wie Tinte, froher Rundgesang schallt aus den Zechstuben zu ebener Erde und die Frauen in ihrer schmucken Tracht, über weißen Schultern die schimmernde Spitzenmantille, schreiten zum Brunnen unter den Kastanien, um ihre Tonkrüge zu füllen und ein Schwätzchen zu halten über den Stierkampf, der morgen in einer rasch errichteten Arena auf dem Marktplatze eines Nachbarstädtchens stattfinden soll.

Heiß wie die Sonne unter südlichem Himmel ist das Herz des Spaniers. Und es ist, als wollte er darin einen Ausgleich schaffen für die Trägheit, zu der ihn die Hitze den Tag über verdammt. Er liebt verzehrend den Torerokampf und hat ihm sein ganzes Herz verschrieben, dem heißen, wilden, stolzen Stierkampf, bei dem es nie ohne Blut und Todeswunden abgeht. Und ob er nun in seiner schmucken Tracht unter Zitronenbäumen sich lagert und ein schwermütiges Lied in die blaue Nachtstille singt, ob er auf der Guitarre zupft oder den Habanera, den spanischen Nationaltanz aufführt, immer grollt es wie von fernen Wettern in seinem heißen rauchenden Blute und das Messer sitzt ihm gar locker in der Tasche. Im Zorne streckt er seinen Feind mit einem Dolchstich nieder, und ein verwegener Räuber ist in seinen Augen ein großer Held, den er verehrt und in Liedern preist.

Und das ist Madrid, die heiße, lichtumflutete Stadt: Ihre Tage sind Feuer und ihre Nächte sind rauchendes Gold. Und so steht sie in ihrer Bergöde: Ein glutheißer Traum, den die Sonne um die Stunde des Mittags gebar.



Nach einem Gemälde von Hermann Lindenschmit.

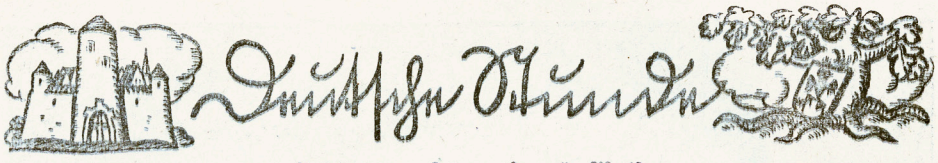
In der Küche.

Von Richard Zoozmann.

Und trittst du in ein Haus hinein,
Die Küche nimm in Augenschein.
Wie es sieht in der Küche aus,
So sieht es aus im ganzen Haus.
Ist diese aufgeräumt und sauber,
Verleiht's dem ganzen Hausstand Zauber.

Das weiß auch Jungfer Margaret,
Die früh und spät am Herde steht.
Topf, Tiegel, Gläser — alles blank,
Gescheuert werden Tisch und Bank.
Die Fliesen zeugen und die Wände
Vom Fleiß der nimmermüden Hände.

Ihr Mägdlein seht die Margret an,
Und nehmet euch ein Beispiel dran.
Beginnet früh mit Sauberkeit
Und bleibet treu ihr allezeit,
Dann wird einst euer Haus und Herd,
Allorts des höchsten Lobes wert.



Geleitet von Lehrer Harald Wolf.

Der Lebenslauf unserer Muttersprache. (2. Fortsetzung.)

Die lange Entwicklungszeit, die das Hochdeutsche (= Hd.) bis zur Gegenwart durchmachen mußte, teilen die Sprachforscher in drei Abschnitte. Sie unterscheiden eine althochdeutsche (= ahd.) Sprache, von 800 bis etwa 1100, eine mittelhochdeutsche (= mhd.), etwa bis 1450, und schließlich eine neuhochdeutsche (= nhd.) bis zur Gegenwart. Alle drei Entwicklungsstufen haben ihre Eigenart, die sich aus den immer wieder erfolgenden Lautveränderungen ergab; sie unterscheiden sich aber auch im Wortschatz (es kommen immer neue Wörter auf) und im Ausdruck, der anfangs ziemlich schwerfällig ist, später aber immer gewandter und beweglicher wird.

Die Lautumwandlungen haben oft Jahrhunderte gebraucht, bis sie sich im ganzen Sprachgebiet und bei allen Wörtern durchgesetzt hatten. Aus der großen Fülle des Wissenswerten aus der Entwicklung des Ahd. zum Nhd. kann ich dir nur das Allerwichtigste erzählen.

Ganz auffällig ist, daß im Laufe der Zeit die Sprache ihren Wohlklang — leider! — immer mehr verloren hat: Woher kommt das? Die volltönenden Selbstlaute a, o, u und i werden nach und nach durch das klangarme, dürftige e ersetzt oder fallen sogar gänzlich weg. Zusammengesetzte Selbstlaute, z. B. uo oder io, werden verschmolzen zu u oder i. Das erkennst du an folgenden Wörtern: slaffan (wird schlafen), ik gihorta (ich hörte), zimbar (Zimmer), ziagal (Ziegel), sibun (sieben), fridu (Friede), zala (Zahl), filu (viel), irdin (irden), bruodar (Bruder), tiof (tief). Nur wenig altertümliche, wohlklingende Sprachreste haben sich bis zur Gegenwart dem „Abschleifen" widersetzen können; es sind hauptsächlich Eigennamen: z. B. Widukind, Dagobert, Longobarden, Nachtigall, Bräutigam und die Namen auf a und o wie Emma und Bruno.

Auch noch eine andere Eigenart der mhd. Sprache ist verloren gegangen: die vielen kurzen Stammsilben, die die Sprache so anmutig lebhaft machten. Die folgenden Wörter sprach man mhd. so, wie sie in der Klammer geschrieben sind: wohl (woll), viel (vill), betrogen (betroggen), Tugend (tuggend), leben (lebben), zahm (zamm) usw. In manchen Gegenden hat sich die kurze Aussprache bis heute erhalten; man sagt dort Glaff für Glas, Tagg für Tag.

Drei wichtige Lautveränderungen tragen dazu bei, daß schon seit dem 12. Jahrhundert die meisten Wörter ihren uns heute gewohnten Klang und die jetzige Schreibweise erhalten.

1. Die Umlaute ä, ö, ü treten an die Stelle vieler a, o und u. Da dies nicht einheitlich durchgeführt wurde, so haben wir heute viele Doppelformen wie: drucken — drücken, Rücken — Rucksack, nützen — nutzen, Osnabrück — Innsbruck und andere mehr.

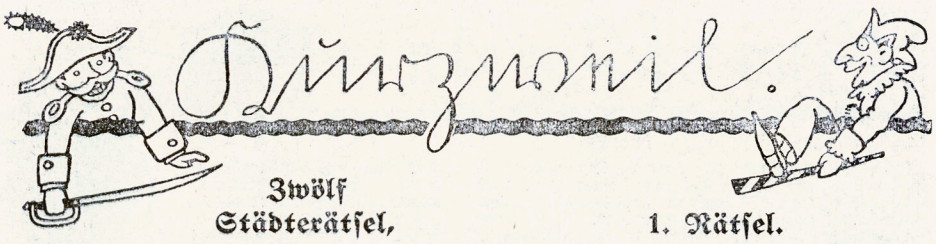
2. I, u, ü, wird zu ei, au, eu, so daß man jetzt schon für min mein, vul faul und für hiute (sprich: hüte) heute sagt und schreibt.

3. Seit etwa 1200 wird das s in den Verbindungen sk, sm, sn, sl und sw wie sch gesprochen und geschrieben; so wird mhd. sniden, smecken, swert zu nhd. schneiden, schmecken, Schwert. Diese Erscheinung griff auch auf st und sp über; nur wird hier bloß sch gesprochen (Schtein, Schprung usw.), nicht aber auch geschrieben.

Verschiedene Mundarten zeigen in diesem Punkte Unterschiede. Der Holsteiner spricht Stunde usw., wie es geschrieben wird; der Schwabe wieder sagt sogar mitten im Wort Geischt für Geist, der Sachse Fürschten für Fürsten. Im Kriegslazarett lag links von mir ein Westfale. Er sagte zur Krankenschwester: „Ich möchte ein friskes Taskentuch. Sein Nachbar, ein Schwabe, fragte sie: „Ischt noch keine Poscht (Post) eingetroffen?" Und ich, der Sachse, ließ mich vernehmen: „Nach der Wurscht habe ich aber Durscht bekommen!"

Nach all den erwähnten Lautverschiebungen herrschte im deutschen Sprachgebiet ein unbeschreibliches Durcheinander. Ein Landesteil hatte alle Veränderungen mitgemacht, ein anderer fast gar keine, ein anderer wieder nur einige; bei jenem war eine bestimmte Umwandlung gerade im Fluß, bei diesem aber schon erledigt. Bis zum Ende der mhd. Zeit ist es immer noch keiner Mundart gelungen, sich so zum Ansehen und zur Macht zu bringen, daß sie allein für das ganze deutsche Sprachgebiet als überall verständliches Schriftdeutsch anerkannt wurde. Von einer „deutschen Sprache" können wir also um 1400 noch gar nicht reden; es gab eben nur „deutsche Mundarten". Wie in der Folgezeit endlich ein einheitliches Schriftdeutsch entstand, sollst du das nächstemal erfahren.

(Fortsetzung folgt.)



Zwölf Städterätsel,

von Richard Zoozmann.

1.
Ich bin die alte Kaiserstadt,
Die starke Schwefelquellen hat.

2.
Als Großstadt steh ich an der Spitze,
Denkmäler gibt's hier viel und — Witze!

3.
Mein Wasser, Dom und Karneval,
Sind weit bekannt wohl überall.

4.
Ich braue hochberühmtes Bier
Und Maler wohnen viel in mir.

5.
Liebst Spielzeug du und Pfefferkuchen,
So brauchst du mich nicht lang zu suchen!

6.
Die Minnesänger stritten hier,
Und Luther wohnte auch bei mir.

7.
Ich bin die Stadt der Bücherpressen,
Des Freiheitsdenkmals und der Messen.

8.
Als Kunststadt üb ich großen Reiz,
Dicht bei mir liegt die Sächs'sche Schweiz.

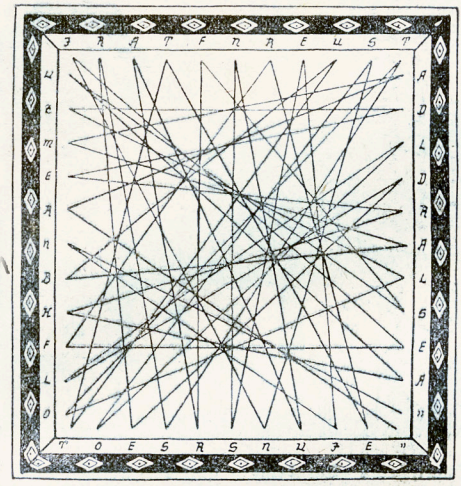
9.
Dem größten Dichter aller Zeiten
Durft ich die Wiege einst bereiten.

10.
Die größte Seestadt man mich nennt —
Stolz ragt mein Bismarckmonument.

11.
„Schiffahrt ist nötig", heißt mein Wort,
Mein Roland ist der Freiheit Hort.

12.
Auch ich bin eifrig zugetan
Der Schiffahrt und — dem Marzipan.

Der sprechende Faden.



Von Rudolf Adam.

Man suche sich den Anfang des Fadens, denkt man diesen gefunden zu haben, so verfolgt man den Faden von Buchstabe zu Buchstabe bis zum letzten Ende.

Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben nebeneinander geordnet, einen Spruch.

1. Rätsel.

Das Wort mit b gibt einen edlen Trank,
Doch wer zuviel davon genießt, wird krank,
Weil er's am richt'gen Maß ließ fehlen,
Wird nun das Wort mit u ihn quälen.

2. Rätsel.

Mit O ist es ein feierlich Gedicht,
Der Ort mit Ö kennt Baum und Blumen nicht,
Mit Ei wird es geleistet vor Gericht.

Vierfilbig.

Die beiden ersten sind hoch und rund,
Die dritte und vierte trägst du am Bund.
Das Ganze lacht an Wiesen und Wegen
Als Frühlingsblume dir freundlich entgegen.

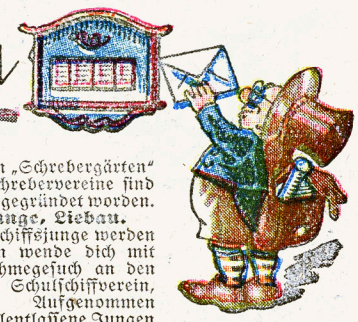
Auf der Wanderung.

Ich wollt' durch die Erste reiten,
Nahm zu Hilfe die zwei Letzten;
Dabei sah ich viele Ganzen,
Wie sie sich die Füße netzten.

Wetthüpfen.

Zur Abwechslung könnt ihr auch einmal Wetthüpfen veranstalten. Dabei ist ein Weg von 20—25 m, entweder auf beiden Beinen oder nur auf einem Beine vorwärts hüpfend, zurückzulegen. Bei der ersten Art stets beide Beine geschlossen halten, bei der zweiten nicht unterwegs die Beine wechseln! Ebene Grasflächen eignen sich auch zum Wettkollern. Bei diesem Spiel müssen die Teilnehmer weit genug auseinander gelegt werden, damit die Absätze der anderen nicht euren Kopf treffen können.

Sprechsaal



Günther Selters, Berlin. Der gebundene 10. Jahrgang der „Rama-Post vom kleinen Coco“ kann für den Preis von 1,50 Mark von uns bezogen werden. Falls du das schöne Buch zu erhalten wünschest, sende die Bestellung mit dem Betrag durch Zahlkarte an „Die Rama-Post“, Goch (Rhld.), Konto 98416, Postscheckamt Köln.

Jung Siegfried, Wo? Unser Freund Franz scheint aber kein großer Held zu sein, denn sonst würde er mit seinem Namen herausrücken. Das Siegfriedbild ist sehr schön. Für das kleine Kunstwerk vielen Dank.

Editha aus Brandenburg. Bitte, stets die genaue Adresse angeben, auch dann, wenn die Veröffentlichung unter einem „Decknamen“ gewünscht wird. Für das Briefwechselgesuch benötigen wir die schriftliche Genehmigung der Eltern.

Lustige Gesellschaft, Hohr. Euer Freund Fips dankt sehr für die lieben Kartengrüße. An der lustigen Gesellschaft hätte er natürlich gern teilgenommen. Der Fips ist ja selbst auch so ein fideler Bursche.

Rate richtig, Erndtebrück. Die Lösung der schweren Aufgabe ist:

5 Kälber = 150 M
1 Schaf = 9 „
94 Hühner = 141 „
zusammen 300 M

Jetzt sollst du aber auch mal schwitzen. Was ist der Unterschied zwischen einer Fünfpfennig-Freimarke und einem Fünfmarkschein? Auf deine Lösung sind wir gespannt.

Gustav Schreiber, Bad Godesberg. Heute erfüllen wir unser Versprechen. Bist du jetzt zufrieden mit uns? Unsere Freunde vergessen wir nicht. Der Briefkasten wird sehr in Anspruch genommen, und deshalb dauerte es so lange, bis die Reihe an dich kam.

Rattenfänger von Hameln. Die Sage erzählt, daß im Juni 1284 ein Pfeifer in Hameln erschien, welcher sich erbot, gegen eine Summe Geldes alle Ratten aus der Stadt in die Weser zu treiben, was ihm auch gelang. Die Einwohner von Hameln verweigerten jedoch die Auszahlung des Geldes. Aus Rache lockte der Pfeifer durch eine besondere Melodie alle Kinder von Hameln in den nahen Koppenberg. Nur zwei Kinder, welche sich verspätet hatten, blieben verschont. Bist du in deinen Ferien auf dem Zauberberg gewesen?

Kleiner Schrebergärtner, Berlin. Die Bezeichnung „Schrebergärten“ ist auf den Arzt Schreber, Leipzig (1808—1861), zurückzuführen. Er ist der Gründer der beliebten kleinen Familiengärten, welche wir unter dem Namen „Schrebergärten“ kennen. Schrebervereine sind auch bereits gegründet worden.

Schiffsjunge, Liebau. Wenn du Schiffsjunge werden willst, dann wende dich mit dem Aufnahmegesuch an den „Deutschen Schulschiffverein, Bremen“. Aufgenommen werden schulentlassene Jungen im Alter von 14½ bis 16 Jahren. Die Genehmigung der Eltern oder des Vormundes ist erforderlich. Für die Frühjahrseinstellung hat die Meldung im Dezember oder Januar, für die Herbsteinstellung im Juli zu erfolgen.

G. Mosig, Lindenthal. Das Wort „Marmor“ stammt aus der lateinischen Sprache, es heißt eigentlich (wörtlich übersetzt) „glänzender Stein“. Marmor gibt es in allen Farben und Schattierungen. Der für Statuen verwendete edle Marmor stammt zumeist aus den Marmorbrüchen von Carrara (Italien). Deutschland besitzt aber auch Marmorlager, z. B. in der Umgegend von Füssen, Tegernsee, Neu-Beuern, Berchtesgaden, im Fichtelgebirge, in Sachsen, Schlesien usw.

Harzer Markenfreund. Deine Bleistiftzeichnungen sind sehr undeutlich, weshalb es schwer ist, die Marken zu entziffern. Die linke große Marke stammt aus der Ukraine. Die Ukraine ist eine Bundesrepublik des russischen Reiches. Die kleinere Marke ist so unklar gezeichnet, daß eine Feststellung nicht möglich ist. — Für dein schönes Gedicht vielen Dank.

Edith Breidenbach, Bad Schwalbach. Dein Bildchen (es hat uns gut gefallen) steckt in unserm Album. Wie hat dir der Kalender gefallen? Bitte, bestelle an deine Freundinnen, die wir ja durch dein Bildchen kennen lernten, viele Grüße.

Bruno im Hökendorfer Waldschlößchen. Die Insel Schicoco hat mit deinem Freund Coco nichts zu tun. Wir freuen uns aber, daß du so aufmerksam bist. Als Anerkennung stehst du nun im Briefkasten. Freundlichen Gruß.

Beim Einkauf von „Rama-Margarine butterfein“ erhält man umsonst abwechselnd von Woche zu Woche die Kinderzeitung „Die Rama-Post vom kleinen Coco“ oder „Die Rama-Post vom lustigen Fips“.

Fehlende Nummern sind gegen Einsendung von 10 Pfg. (in Briefmarken) pro Exemplar vom Verlag erhältlich.

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an: „Die Rama-Post vom kleinen Coco“, Goch (Rhld.)

Für den Inhalt verantwortlich: P. Mengelberg, Goch (Rhld.)